

Herausgegeben von Zoe M. Lucille und Larissa Baiter

Seelenwandel

Geschichten über das Schicksal

-Anthologie-



**Seelenwandel
Geschichten über das Schicksal**

Anthologie

**Herausgegeben von
Zoe M. Lucille und Larissa Baiter**

Das Buch:

„Seelenwandel – Geschichten über das Schicksal“ ist eine Anthologie, dessen Gesamterlös gespendet wird an die Stiftung Deutsche Depressionshilfe. Die gesammelten Geschichten sind düster, facettenreich, zersplittert, aufgebrochen und zeigen die Abgründe der menschlichen Seele. Sie sind so divers, wie die Autorinnen und Autoren, die sie geschrieben haben.

Die Autoren:

Hinter den fünfzehn Geschichten stehen dreizehn einzigartige Autorinnen und Autoren, die sich zusammengefunden haben um einen guten Zweck zu unterstützen. Mehr Infos zu den einzelnen Autorinnen und Autoren befinden sich unter „Ein kleines Wort zum Anfang...“.

Die Herausgeber:

Zoe M. Lucille und Larissa Baiter sind zwei Autorinnen, die neben dem Geschichtschreiben, es sich zur Aufgabe gemacht haben, dieses Werk zu veröffentlichen. Cover, Buchsatz, Lektorat und Korrektorat, für alles wurde eine passende Lösung gefunden.

»Das Licht erleuchtet zugleich sich selbst und die Dunkelheit.«

Julius Langbehn (1851 - 1907), genannt der Rembrandtdeutsche, deutscher Schriftsteller und Kulturkritiker

Michael Gaudje

Adh

Naia Jose

Fena Jared Handley

L. Baiter

Zoe M. Lucille

Ulrike Erömling

§

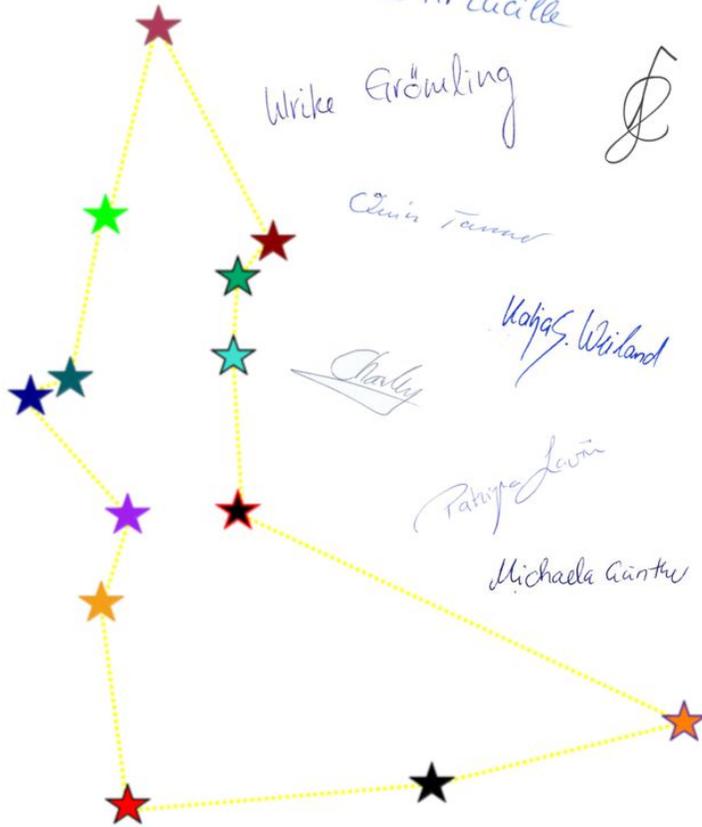
Celine Tamm

Kolja Wirland

Charly

Patrycja Lewin

Michaela Günther



Inhaltsverzeichnis:

[Ein kleines Wort zum Anfang ...](#)

[Kategorie: Vor unserer Tür](#)

[Kaia Rose: Stunde der Wahrheit](#)

[Katja S. Weiland: Tränen-Reich](#)

[Zoe M. Lucille: Die Engelmacher](#)

[Larissa Baiter: Spiegelbild](#)

[Zoe M. Lucille: Seelenheil](#)

[Ulrike Grömling: Ulla, die Bürde und die Würde](#)

[Kategorie: Gesegnet und \(doch\) verflucht](#)

[Daniela M. Spitzer: Rückblende](#)

[Michaela Günther: Marcia, die Bürde einer Mutter](#)

[Andreas Faber: Zug 23](#)

[Kategorie: Nicht von dieser Welt](#)

[Rena Hardt Hardtloff: Gefangen im Nirgendwo](#)

[Charlotte Bach: Der zwölfte Geburtstag](#)

[Andreas Faber: Das Ende des Weges](#)

[Rebecca-L. Glauche: Schwarz Rot Rabe](#)

[Patrizia Lavin: Spiel mit mir](#)

[Quin Tanner: Das Erwachen](#)

[Der gute Zweck ...](#)

[Danksagungen](#)

Ein kleines Wort zum Anfang ...

In einem grenzübergreifenden Projekt haben sich 13 Autorinnen und Autoren zusammengefunden, um für den guten Zweck zu schreiben.

Sie alle kommen aus verschiedenen Genres und ihr Erfahrungsschatz geht vom Neuling bis zum „alten Hasen“.

Den Auftakt macht Kaia Rose. Die Juristin und vierfache Mutter verarbeitet die vielfältigen Eindrücke aus ihrem turbulenten Leben in Gedichten, Kurzgeschichten und Romanen.

Katja S. Weiland ist Korrektorin und Lektorin. Die Hobbyautorin hat für dieses Projekt die Seiten gewechselt und arbeitet dieses Mal nicht im Hintergrund.

Zoe M. Lucille veröffentlichte im Frühjahr 2018 ihren Erstling im Bereich Kinderbuch, den sie mit 11 Jahren geschrieben und gemalt hatte und versucht sich nun auf erwachsenerem Terrain.

Mit einer eigenen, liebevollen Kurzgeschichtensammlung rund um Weihnachten, startete Larissa Baiter im Herbst 2018 als Neuautorin. Weiter schreibt sie als freischaffende Journalistin für mehrere Onlinemagazine.

Mit Prosa und Lesungen kennt sich Ulrike Grömling bestens aus und ist mit ihren Kurzgeschichten in verschiedensten Anthologien zu lesen.

Daniela M. Spitzer hat bisher durch ihre Artikel, Kurzgeschichten, einen Roman und ein E-Book, die sich durch Themenmixe mit dem Schwerpunkt "Ernährung, Veganismus und Lebensweise" auszeichnen, auf sich aufmerksam gemacht. Sie schreibt ebenfalls für regionale

und überregionale Tageszeitungen sowie für verschiedene Blogs und Internetseiten.

Als Naturliebhaberin und leidenschaftliche Waldspaziergängerin betreibt Michaela Günther zwei Blogs: den einen rund um ihr Schreiben und ihre malerische Kunst in Tagebuchform und den anderen um das Thema "Gesundheit". Die begeisterte Fotografin konnte bisher zwei eigene Kurzgeschichtenbände veröffentlichen.

Als einziger Mann der Runde ist Andreas Faber, mit seiner bisher vierteiligen Reihe über eine postapokalyptische Welt und unterschiedlichsten Kleingeschichten, einer der erfahrensten Schreiber des Projektes.

Als Autorin für Fantasy für Groß und Klein, sowohl les- als auch hörbar, schreibt Rena Hardt Hardtloff für Erwachsene unter alternativem Namen und das in vielen Facetten.

Charlotte Bach hat seit Frühjahr 2019 ihren Erstling veröffentlicht und versetzt beschauliche Kleinstädte in Angst und Schrecken.

Rebecca-Lea Glauche veröffentlichte 2017 »Textkonfetti – Rebeccas erste Kurzgeschichtensammlung«, womit sie durch verschiedenste Genres führt und den Grundstein für ihre weiteren Projekte legte.

Unter mehreren Pseudonymen ist Patrizia Lavin in vielen Anthologien zu lesen und bereichert die Sammlungen mit ihrer eigenen humorvollen und bissigen, selbstironischen und zugleich sarkastischen Art.

Mit vier Büchern die erfahrenste Dame im Bunde und im Bereich Fantasy und zeitgemäßen Lebens- und Liebesgeschichten beheimatet, schreibt Petra Bethe. Unter

dem Pseudonym Quin Tanner schreibt die Autorin Geschichten in allen Farben des Regenbogens.

Diese 13 haben Worte für ein ganzes Buch gefunden. 15 Kurzgeschichten erzählen in unterschiedlichster Weise von der Schwere und dem Schicksal, das man tragen kann.

Kategorie: Vor unserer Tür

Kaia Rose: Stunde der Wahrheit

Gestern ist Eva gestorben. Meine Mutter. Ich war nicht bei ihr, als es geschah, ich arbeitete draußen auf den Feldern. Sie schickten Awan, um mir die Nachricht zu überbringen.

»Kain!«, brüllte sie meinen Namen gegen den Wind, schon lange bevor sie den Acker erreichte. Ihr wilder Schrei traf mich wie ein Peitschenschlag. Ihre Stimme klang ganz anders als sonst – panisch, schrill.

Mit einem Ruck richtete ich mich auf. Ich sah sie auf mich zueilen, mit zerzaustem Haar und fliegendem Schritt, wie ein gehetztes Tier. Sofort erwachte der Jäger in mir, jeder meiner Muskeln spannte sich an und mein Körper straffte sich – bereit, mich ihrem Verfolger entgegen zu werfen. Ich kniff die Augen zusammen, um erkennen zu können, wer oder was hinter ihr her war. Aber da war nichts. Verwirrt blickte ich ihr entgegen. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte.

Als sie näher kam und ich ihr Gesicht ausmachen konnte, erschrak ich: Ihre Züge waren zu einer monströsen Maske verzerrt, die Augen weit aufgerissen, die Wangen tränennass. Zögernd setzte ich mich in Bewegung, um ihr entgegen zu gehen. Ich ahnte, dass etwas Schreckliches geschehen sein musste. Ich wollte es nicht hören. Ich wollte mein Leben weiterleben, so wie ich es die letzten Jahre getan hatte, ohne große Ansprüche, aber auch ohne vernichtende Tiefschläge. Was auch immer die Nachricht war, die mich erwartete, ich verspürte einen beinahe unwiderstehlichen Drang, mich ihr zu entziehen.

Doch ein weiterer Blick in die von Entsetzen entstellte Miene meiner Frau machte dem Anflug von Feigheit ein Ende. Sie brauchte mich. Ich beschleunigte meinen Schritt, begann zu laufen. Sobald sie mich erreicht hatte, warf sie sich schluchzend in meine Arme.

Einen Moment lang wankte ich unter ihrem Gewicht, ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie sich dermaßen

hemmungslos fallenlassen würde. Es passte nicht zu Awan, so die Beherrschung zu verlieren – stark und stolz, wie sie war. Schnell fand ich mein Gleichgewicht wieder, schlang die Arme fest um sie und strich ihr beruhigend über das wirre Haar. Meine Hand zitterte, und kalte Angst vor dem Grauenhaften, das sie in diesen Zustand versetzt hatte, trieb mir Schweißtropfen auf die Stirn. Die Ungewissheit war nicht länger zu ertragen. Jetzt musste ich es erfahren!

»Was ist passiert?«, presste ich mit rauher Stimme hervor, und da brach es auch schon aus ihr heraus: »Sie ist tot, Kain, sie ist gestorben – und wir haben es nicht einmal bemerkt!«

Ein würgendes Keuchen entrang sich ihrer Lunge, und sie krümmte sich in meinen Armen wie unter einem Krampf.

Ich richtete sie wieder auf, umschlang sie und hielt sie fest, aber sagen konnte ich nichts. Sie war tot. Unsere Mutter.

Nie wieder würde ich an ihrem Lager sitzen, ihr schütteres Haar streicheln und ihre dürre Hand an meiner Wange spüren. Nie wieder ihre Augen bei meinem Anblick aufleuchten sehen. Sie hatte mich allein gelassen, ohne Abschied.

Lange standen wir so da, Awan und ich, mitten auf dem Acker wie zwei Schiffbrüchige auf den Resten ihres Floßes, und klammerten uns aneinander fest. Wir weinten beide. Awan laut und heftig – ihr ganzer Körper schüttelte sich unter wilden Schluchzern, und von Zeit zu Zeit stieß sie langgezogene Klagelaute aus, die in mein Inneres schnitten wie Messer. Ich hingegen trauerte still, ließ den Tränen ihren Lauf, spürte, wie sie mir über die Wangen rannen, sich ihren Weg durch die Bartstoppeln suchten und auf Awans Kopf heruntertropften.

Irgendwann ebten ihre Krämpfe ab, sie begann ruhiger zu atmen und fing an, stockend und immer wieder unterbrochen durch stoßweise Seufzer zu erzählen:

»In der Früh hat Azura ihr noch ihren Brei gegeben, wie immer. Sie war störrisch, hat immer wieder versucht, Azuras Hand wegzuschieben, und dieses fürchterliche Wimmern ausgestoßen. Du kennst das ja. Azura hat ihr Bestes getan, aber die Schüssel war noch fast voll, als sie aufgeben musste. Dann haben Azura und ich sie gewaschen und ihr Lager frisch gemacht, wie immer. Sie war ruhiger als sonst, hat weniger gejammert. Vielleicht hätte uns das auffallen müssen. Vielleicht hätten wir misstrauisch werden müssen. Aber wir waren froh, dass es heute ein wenig einfacher war als sonst, und haben sie in Ruhe gelassen. Sie war so müde. Und dann...«, Awans Stimme verlor sich in einem Flüstern und erstarb schließlich ganz.

Neuerlich bebten ihre Schultern unter einem Tränenansturm, aber diesmal gab sie kaum einen Laut von sich – nur kleine, leise Seufzer, so als habe sie keine Kraft mehr für heftige Ausbrüche. Das war beinahe noch schwerer zu ertragen als ihr lautstarkes Klagen. Ich wiegte sie ein wenig in meinem Arm hin und her, küsste sie sanft auf den Scheitel und sprach sie mit beruhigender Stimme an, wie ich es bei verstörten Tieren tue: »Was war dann, Awan?«

Sie schluchzte ein paar Mal. Ich konnte sehen, dass sie um Fassung rang.

»Wir haben sie vergessen. Es war so viel zu tun. Wir haben heute die Felle gewaschen, waren alle in unsere Arbeit vertieft. Zur Mittagsstunde schien sie zu schlafen. Wir wollten sie nicht wecken und mit dem Brei quälen ... wir haben erst am Abend wieder nach ihr gesehen«, Awan stöhnte auf, »und da war sie schon kalt.«

Danach standen wir wortlos.

Lange.

Ich hielt Awan immer noch fest im Arm, aber ich streichelte sie nicht mehr. Wie Gift sickerte die Nachricht in mich ein, die sie mir überbracht hatte. Ich konnte geradezu spüren, wie sie sich Tropfen für Tropfen in meinen Körper fraß und mich zu Stein erstarren ließ.

Sie hatten sie vergessen.

Meine Mutter, ihre Mutter. Hatten sie unbemerkt sterben lassen – ganz allein.

Schließlich löste ich mich vorsichtig von Awan und nahm sie bei der Hand.

»Komm, wir müssen zurück. Ich will sie sehen.«

Meine Stimme klang fremd und fern, als gehörte sie nicht zu mir.

Aus der Hütte drang ein schwacher Lichtschein. Ich konnte gedämpfte Stimmen vernehmen, dazwischen das Weinen eines Kindes. War es Irad, dessen klägliches Jammern das Flüstern der Erwachsenen übertönte?

Der Gedanke an meinen Enkel ließ mich für einen Moment leichter atmen. Doch als wir die Türe erreichten, krampfte sich alles in mir zu einem schmerzhaften Knoten zusammen. Ich wollte dort nicht hinein. Ich wollte mich dem Anblick nicht stellen. Awan schien zu spüren, was in mir vorging, und drückte kurz meine Hand.

Ich nahm einen tiefen Atemzug und stieß die Türe auf.

Als wir den Raum betraten, verstummten die Gespräche schlagartig.

Alle Gesichter wandten sich uns zu. Große, dunkle Augen. Verquollene Wangen. Da und dort ein unterdrücktes Schluchzen. Ich vermeinte etwas wie Angst in ihren Mienen zu lesen – Angst vor mir, vor meinem Zorn und der Strafe, die sie zu erwarten hatten, weil sie meine Mutter unbemerkt hatten sterben lassen.

Sie hätten es besser wissen müssen.

Ich war nicht wie Adam.

Mein Vater hätte seinen Schmerz mit vollen Händen über sie ausgegossen. Gnadenlos wäre er unter sie gefahren wie ein Racheengel und hätte sie büßen lassen für das, was er zu erleiden hatte. Aber es war nicht Adam, den es traf. Er war schon vor Jahren von uns gegangen, urplötzlich. Sein Haar war noch nicht ganz ergraut gewesen, als ihn der Tod aus dem Hinterhalt überrascht hatte, in der Gestalt einer

Viper. Wir waren alle dabei gewesen, wie er innerhalb weniger Stunden verfallen war und unter grauenhaften Qualen sein Leben gelassen hatte. Danach war nur noch sie unser Anker gewesen – Eva, die Urmutter. Und ich war derjenige, den sie jetzt zurückließ.

Schweigend bahnte ich mir einen Weg durch den Raum in den hinteren Bereich der Hütte. Die anderen wichen ein wenig zurück, um mir Platz zu machen. Evas schmale Silhouette ruhte auf ihrem Lager wie immer. Für einen Sekundenbruchteil machte mein Herz einen Sprung.

Sie war nicht tot, sie schlief nur! Die Frauen hatten sich getäuscht!

Doch als ich näher trat und ihr eingefallenes, graues Gesicht betrachtete, krampfte sich alles in mir zusammen. Vorsichtig streckte ich die Hand aus und berührte ihre Wange. Doch sofort zuckte ich zurück, als hätte ich mich an der dürren Haut verbrannt. Nichts vermochte den Tod in seiner brutalen Endgültigkeit klarer auszudrücken als das Gefühl dieser Wange unter meiner Hand. Sie war kühl wie Leder und fühlte sich nicht mehr menschlich an. Die Hülle, die vor mir auf das Lager gebettet lag wie gestern noch meine Mutter, war nicht Eva.

Eva gab es nicht mehr. Ich musste mich abwenden. Mein Magen krampfte sich zusammen, als müsste ich mich übergeben, aber nur ein trockenes Stöhnen entrang sich meiner Kehle. Die verängstigten Gesichter der Frauen und Kinder waren immer noch auf mich gerichtet, erschrocken beobachteten sie jede meiner Regungen. Ich konnte es nicht ertragen.

»Ich verbringe die Nacht im Stall!«, presste ich hervor. Ich wollte nur zum Ausgang, heraus aus dieser Hölle. Awan trat mir in den Weg und legte mir die Hand auf den Arm.

»Soll ich mit dir kommen?«

Für einen Augenblick verspürte ich den Drang ihr ins Gesicht zu schlagen, doch sofort hatte ich mich wieder im Griff.

»Nein danke, bleib du bei den anderen. Sie brauchen dich jetzt. Ich muss alleine sein.«

Draußen holte ich tief Luft. Der kühle Abendwind legte sich wie eine tröstende Hand auf mein erhitztes Gesicht. Ich war erleichtert, die Hütte hinter mir zu lassen, die angstvollen Gesichter, die leblose Schale dessen, was einmal meine Mutter gewesen war. Als ich die Stalltür öffnete, schlug mir der wohl vertraute dampfige Geruch entgegen. Die Ausdünstungen der Tiere, das frische Stroh, das Aroma von Kot und Erde. Der Geruch nach Leben. Ich nahm ein Bündel von dem Stroh, das zu Hauf in einer Ecke aufgeschichtet lag, und bereitete mir daraus eine notdürftige Schlafstätte. An Schlaf war ohnehin nicht zu denken in dieser Nacht.

Stattdessen setzte ich mich auf das Stroh, den Rücken an die Bretterwand gelehnt, die Knie an die Brust gezogen und die Arme fest um sie geschlungen, als könnte ich auf diese Art mir selbst Halt geben. In meinen dunkelsten Stunden war Eva immer für mich da gewesen. Selbst wenn nicht viele Worte zwischen uns gefallen waren, hatte sie mich spüren lassen, dass es einen Menschen gab, der an mich glaubte. Doch jetzt hatte ich keine Mutter mehr, bei der ich Trost suchen konnte in meiner tiefen Niedergeschlagenheit.

Inzwischen sind viele Stunden vergangen. Durch das Stallfenster dringt die erste Ahnung der Morgendämmerung zu mir herein, und es ist empfindlich kühl geworden. Mein Blick hängt an dem Viereck in der Bretterwand, das sich unerbittlich immer heller färbt und das anschwellende Lied der Vögel zu mir hereinlässt. Normalerweise liebe ich diese Zeit kurz vor Tagesanbruch, wenn die Natur vorsichtig ihre Fühler ausstreckt, um wieder zu neuem Leben zu erwachen. Heute aber erfüllt mich das Morgengrauen nur mit Angst. Ich fürchte mich vor dem Augenblick, in dem ich mich aufraffen und die sicheren Wände des Stalles verlassen muss. Dann werde ich vor die Sippe treten müssen – ich als

ihr Stammesführer, das bin ich ihnen schuldig. Ich werde es sein müssen, der ihnen Zuspruch erteilt und Mut macht für eine Zukunft ohne unsere Mutter. Ich werde es sein müssen, der bestimmt, wo wir ihr Grab schaufeln, und der die Zeremonie leitet. Ich muss mich innerlich stählen, um diesen Tag zu überstehen. Aber noch ist es nicht so weit.

Noch sitze ich hier in der Geborgenheit meines Stalles und denke an meine Mutter.

An Eva.

Natürlich ist es lange her, dass wir ein richtiges Gespräch geführt und einander in die Arme genommen haben. Während der letzten Jahre ist sie zusammengesunken wie eine welkende Blume, hat sich immer mehr gekrümmt und in sich selbst zurückgezogen – nichts hat mehr an die schöne, kraftvolle Frau erinnert, die sie einst gewesen war. Und wie ihr Körper ist auch ihr Geist zusammengeschrumpft, als würde sie am Ende ihres Lebens wieder zum Kind. Seit der letzten Wintersonnenwende hat sie niemanden mehr erkannt, nicht einmal mich, obwohl kein anderer Mensch ihr jemals so nahe gestanden hat. Mit ihrem Mann, Adam, hat sie mich verwechselt, dabei ist der schon so lange tot. Jedes Mal hat es mir einen Stich versetzt, wenn sie mich bei seinem Namen nannte.

Aber das Strahlen in ihren Augen, wenn ich mich über ihr Lager beugte, hat mich getröstet. Ich wusste, sie wartet auf mich, von früh bis spät liegt sie dort und wartet, dass ich zu ihr komme, und die Zeit, die ich abends an ihrer Seite verbringe, bedeutet den Höhepunkt ihres Tages. Ich wusste das, obwohl sie es nicht mehr artikulieren konnte. Ich las es in ihren Blicken, und ich konnte es spüren, wenn sie ihre zittrige, knochige Hand an mein Gesicht hob und ich meine Wange in ihre Handfläche schmiegte. Wir haben uns geliebt, meine Mutter und ich. Mehr als Mann und Frau einander lieben können, denn wir waren eines Blutes.

Sie war auch die Einzige, die mir geglaubt hat.

Die Einzige, in deren Augen ich nicht schuldig war. Obwohl ihr der Verlust ihres Sohnes damals, vor vielen Jahren, so sehr den Boden unter den Füßen wegzog, dass sie sich für lange Zeit selbst verlor. Ich weiß noch, wie sie stundenlang abwesend ins Nichts starrte, die besorgten Fragen meiner Schwestern nicht zu hören schien und nicht auf ihre Liebkosungen reagierte - als wäre sie innerlich tot. Ich wagte damals nicht, mich ihr zu nähern, oder einem von ihnen. Ich hatte mich in den Stall verkrochen - damals war es noch eine erbärmliche, zugige Bretterbude, nicht der stattliche Bau, in dem ich heute Nacht Zuflucht gefunden habe. Nur aus der Ferne beobachtete ich sie, ihre Trauer, ihren Schmerz, ihre tapferen Versuche, weiterzuleben wie bisher, obwohl doch ihre Seele zerrissen war.

Wie habe ich mich dafür gehasst, was ich ihr angetan hatte!

Wie habe ich gehadert, wie habe ich mich selbst verflucht!

Mit der Peitsche habe ich mir Hiebe versetzt und mit scharfen Steinen die Haut an meinen Armen und Beinen aufgeritzt, um mich für meine Tat zu bestrafen. Doch es gibt keine Strafe, die hart genug wäre, um ein Verbrechen zu sühnen, wie ich es begangen habe.

Und dennoch hat Eva mich zurück in den Schoß der Familie geholt.

Eines Tages zur Stunde der Abenddämmerung kam sie zu mir in den Stall. Ich erschrak, als sie leise die Tür öffnete und hereintrat, aber ich stellte mich vor sie hin, gesenkten Hauptes, um entgegenzunehmen, was immer sie mir zgedacht hatte. Ich weiß nicht, was ich damals erwartete. Vielleicht, dass sie mir das Leben nehmen würde, so wie ich Abel das seine genommen hatte. Oder einen Fluch, der mich in die Verbannung schicken würde, fort von ihr und allen, die meine Familie gewesen waren, bevor ich sie zerstört hatte.

Aber sie schwieg.

Irgendwann blickte ich auf, verunsichert, warum sagte sie nichts? Ihre dunklen Augen ruhten unverwandt auf mir, und ich fühlte, wie die Schamesröte in mir aufstieg. Dieser Blick war ihr Urteilsspruch. Er allein reichte aus, um mich zu vernichten. Doch als sie zu sprechen begann, waren es ganz andere Worte, als ich erwartet hatte.

»Komm wieder zu uns, Kain. Ich habe einen Sohn verloren, ich will nicht auch noch auf den anderen verzichten müssen.«

Ich starrte sie an. Hatte ich sie wirklich richtig verstanden? Sie nahm mich zurück, einfach so, ohne Bedingungen zu stellen – mich, den Mörder ihres Sohnes? Ich wollte sprechen, aber mein Mund wusste keine Worte zu formen. Nur ein jämmerliches Krächzen brachte ich hervor. Sie lächelte und griff zart nach meiner Hand.

»Ich meine es ernst. Komm mit mir!«

»Und er?«, stieß ich mit heiserer Stimme hervor.

Sie verstand.

Ihr Blick verdunkelte sich.

»Er wird damit leben müssen. Lass das meine Sorge sein.«

Dann ließ sie meine Hand los und wandte sich der Tür zu.

»Ich erwarte dich zum Abendessen in der Hütte.«

Mit diesen Worten trat sie aus dem Stall und ließ mich allein zurück, fassungslos und überfordert. Ich war begnadigt worden, ohne es verdient zu haben oder es je wieder gutmachen zu können. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich ihr Angebot annehmen konnte. Musste ich mich denn nicht selbst bestrafen, wenn sie es schon nicht tat? Schuldete ich es nicht meinem verstorbenen Bruder, mich selbst in die Verbannung zu schicken? Doch schon während sich dieser Gedanke in mir formte, wusste ich, dass ich ihr Angebot annehmen würde. Zu groß war meine Sehnsucht nach ihrer Nähe, nach der Geborgenheit im Kreis derer, die trotz allem immer noch meine Familie waren. Zu groß war

auch meine Angst vor der Alternative. Wo hätte ich hingehen sollen, wenn ich sie verließ? Mit wem hätte ich leben sollen?

Sicher hätte ich mich auch allein durchschlagen können, ich wusste genug über das Leben im Wald, um mir eine neue Existenz aufzubauen. Aber Jahr um Jahr in gänzlicher Einsamkeit ohne eine andere Menschenseele um mich herum? Wie sollte ich das ertragen?

Nein, ich hatte keine Wahl.

Ich würde zurückgehen und bis ans Ende meiner Tage an ihnen gutzumachen versuchen, was ich verbrochen hatte. Ich straffte meine Schultern und verließ den Stall.

Es war nicht leicht, mich wieder in die Gemeinschaft einzufügen. Für mich nicht, aber auch für die anderen nicht. Adam blickte mir niemals in die Augen. Wenn er mich ansprach, tat er es mit abgewandtem Gesicht, und seine Stimme klang kalt und hart. Er gab mir Anweisungen, und ich befolgte sie, ohne je Widerspruch zu leisten, selbst wenn mir seine Befehle manchmal unvernünftig erschienen. Ich hielt mich im Hintergrund, ging den anderen aus dem Weg, konzentrierte mich auf die Arbeit. Ich verlangte mir ab, härter zu schuften und mehr zu leisten, als ich es je zuvor getan hatte, ohne Rücksicht auf die Schwielen an meinen Händen oder die Schmerzen im Rücken. Für zwei wollte ich arbeiten, für Abel und für mich selbst.

Aber abends saßen wir alle beisammen wie früher – mit dem Unterschied, dass einer von uns fehlte. Ich lauschte den Gesprächen meiner Schwestern, betrachtete verstohlen von der Seite das ebenmäßige Gesicht meiner Mutter, auf das der Schein des Feuers weiche Schatten zeichnete, und genoss den warmen Widerschein der Flammen auf meiner Haut. Ich war erfüllt von tiefer Dankbarkeit dafür, bei ihnen sein zu dürfen.

Einmal arbeiteten wir gemeinsam im Stall, Eva und ich. Wir saßen Rücken an Rücken auf niedrigen Holzstufen und molken die Kühe. Ich konnte ihre Wärme spüren, obwohl